Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 178. Sonntag den 9. April 1899. 93. Jahrgang.

Aus der Woche.

Der Reichstag, der bis zu den Osterferien außer dem Etat so gut wie gar nichts zu Wege gebracht hat, tritt in dieser Woche wieder zusammen. Was er von nun ab schaffen wird, steht dahin. Was man mit ziemlicher Gewißheit nicht von ihm erwarten darf, ist eine aus der nationalen Seele heraus quellende sachgemäße Erörterung der Samoa-Angelegenheit. Die Möglichkeit übrigens, daß der Reichstag für eine Strecke einer englischen Afrika-Eisenbahn Zinsgarantie bewilligt, darf man keineswegs rundweg ablehnen. Diese Körperschaft, an der sich mehr als einmal der vom höchster staatsmännischer Ansicht geleitete Wille des bewährten Kaisers Wilhelm I. brach, ist heute — anders. Das Centrum vor Allem blickt nach oben — natürlich nur um des deutschen Reiches und seines protestantischen Kaiserthums willen.

Auch in dem übermorgen gleichfalls wieder zusammentretenden preußischen Abgeordnetenhause sieht man der Wirkung außerparlamentarischer Einflüsse entgegen. Dort handelt es sich um den Mittellandcanal, eine Angelegenheit, die, wenn Lord Salisbury dem nicht entgegen ist, für die nächste Zeit die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland in Beschlag nehmen wird. Wie es scheint, wird sich eine Mehrheit für das große Project unter der Bedingung finden, daß dem Osten — nicht nur der Landwirthschaft, sondern auch der Industrie des Ostens, insbesondere Schlesiens — „Compensationen" gewährt werden. Vorläufig allerdings läßt die Regierung in ihrer Presse die Forderung nach ausgleichenden Maßregeln als ein übertriebenes Verlangen brandmarken, und andere Preßorgane helfen mit. Namentlich die schlesische Industrie muß sich eine schlechte Behandlung gefallen lassen. Schon ist in vorwurfsvollem Tone das geschmackvolle Wort „Kuhhandel" gefallen. Es ist aber nicht einzusehen, warum die Compensationsansprüche des Ostens als unsittliche bezeichnet werden. Die do-ut-des-Politik ist verwerflich, wenn sie Ungleichartiges in Beziehung bringt. Also z. B., wenn für eine Heeresverbesserung eine Ordensniederlassung verlangt und bewilligt wird. In dem Mittelland-Canal handelt es sich aber um — wirkliche oder vermeintliche, wir Nichtpreußen dürfen das dahingestellt sein lassen — wirthschaftliche Nachtheile, deren Ausgleichung durchaus nicht verwerflich wäre. Als es sich darum handelte, den preußischen Osten für die Beseitigung der Staffeltarife durch die Aufhebung des Identitätsnachweises bei der Getreideeinfuhr zu entschädigen, hat sich auch Niemand über einen „Kuhhandel" entrüstet. Wenn Schlesien verlangen sollte, daß gleichzeitig mit dem Bau des Mittelland-Canals aus der Oder ein besserer Wasserweg gemacht werde, so wird die Moral davon gar nicht berührt. Was die Compensationsansprüche der Landwirthschaft betrifft, so gehen die bis jetzt erhobenen auch das außerpreußische Deutschland an. Man spricht von handelspolitischer Vergütung, von höheren landwirthschaftlichen Zöllen. Nun ist es zwar sehr wahrscheinlich, daß der deutsche Getreidezoll in seiner jetzigen Höhe oder Niedrigkeit das Jahr 1899 nicht überleben wird. Aber die Zollpolitik ist eine Reichsangelegenheit, und es versteht sich von selbst, daß die preußische Regierung für preußische Dienste, wie die Bewilligung des Canals einer wäre, nicht eine Bezahlung in Reichsgeld versprechen darf.

Einem Theile der Bevölkerung des Westens ist natürlich an dem Bau der großen Wasserstraße sehr viel gelegen. Dennoch bezweifeln wir, daß dort Viele die Art billigen, wie eben irgend Einer in der „Köln. Ztg." das Project vertreten hat. Die Sprache des neuen Curses ist niemals deutlicher gesprochen worden, als in diesem Hymnus, und deshalb sollen sich auch unsere Leser daran erbauen dürfen. Nachdem eine mitteleuropäische Zollunion gegen England, Rußland und Amerika wie eine halbvollendete Thatsache besungen wird, heißt es in dem Kölnischen Blatte weiter:

Die Feier zur Eröffnung des Verkehrs auf dem neuen Großen Canal wird ein Reichsfest sein, wie es nie dagewesen ist. Die Phantasie erschaut lebendige Zukunftsbilder, die in alten Bildern zur Wirklichkeit werden können. Der preußische Inhaber der deutschen Kaiserkrone besteigt mit den deutschen Fürsten am alten Schlosse in Berlin, unter dem Denkmal des Großen Kurfürsten, die für die Wasserreisen im Binnenland erbaute Yacht „Hohenzollern II", um durch den Mittellandcanal zum alten Zoll nach Bonn zu fahren. Seine Fahrt durch die Mark Brandenburg, durch Braunschweig, Hannover, Lippe, Westfalen und die Rheinlande gleicht einem Triumphzuge. Von den Ländern am Rande des Canals strömen die festlich geschmückten Bevölkerungen herzu und huldigen dem Kaiser. Sie jubeln dem Vertreter der Monarchie zu, die wieder einmal ihre Mission für das deutsche Volk benutzt hat und den Worten wenig liebenden Herrn H. Riehl nach dem Jahre 1870 zu dem Bekenntniß brachte: „Die Dynastie, die Elsaß-Lothringen wieder zum Reiche gebracht hat, hat verdient, die deutsche Kaiserkrone zu tragen."

Die einzige That, Norddeutschland den großen Canal, den parallelen Strömen Elbe, Weser und Rhein die befruchtende Querverbindung gebracht zu haben, würde genügen, die Regierung eines Monarchen zu einer geschichtlich denkwürdigen zu machen, schwere Verstimmungen im Lande zu vertreiben, unzählige Herzen zu gewinnen. Aber diese That, die das östliche Preußen jetzt erst innig mit dem historischen alten „Reich", d. h. dem geschichtlichen Westen, verbindet, weist über sich selbst hinaus. Die Phantasie darf weiter schwärmen: sie sieht den Kaiser in Bonn die Deputation empfangen, die ihn nach Krefeld einladet, um den ersten Spatenstich zum Canalnetz nach Holland und Belgien zu thun: zum Wasserwege: Berlin-Paris. Und dann wird sie ernst und gedankenvoll. Ein Wort erregte einst die Gemüther der besten Männer im Lande zu böser Stimmung. Dem freien Sinn ging es nicht ein, daß es ein erträglicher Wahrspruch sein dürfe, das supremo lex regis voluntas. Würde und Gewissen waren pro ratione. Aber jetzt sann der Patriot nach. Er fand, daß, um Unheil von den Völkern abzuwenden und sie zu großen Thaten zu befähigen, es vor Allem der Einheit des Willens bedarf, des größten Problems menschlicher Culturgenossenschaft. Und er sah die auseinanderfahrenden Dämonen in Frankreich und die Zerstörung wirkenden, entzweiten Geister in Oesterreich, und — angesichts des fertigen Großen Kaisercanals ging ihm das Verständniß auf für den irrationalen und doch treffenden Satz: Supremo lex regis voluntas.

Man könnte den Menschen, der das geschrieben, für einen „Großen" Satiriker halten, er ist aber ein klug berechnender Höfling. Und die Männer, die im Stande gewesen wären, ihn gebührend mit der Geißel zu züchtigen, Bismarck und Heinrich v. Treitschke, ruhen im Grabe.

Es wird auch an Stellen viel Aufhebens davon gemacht, daß die „conservative Vereinigung" Hannovers in einem Wahlaufruf für die Berufung der Welfen auf den braunschweigischen Thron eingetreten ist, wo die darüber gezeigte Empörung pure Heuchelei. Die Einsetzung der Welfen ist der Zweck, der einzige Zweck der nicht von den Conservativen ausgegangenen Begründung der „conservativen Vereinigung". Aber gegen die Begründer sich zu wenden, fehlt der Muth. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß das hannoversche Welfenorgan sich ganz unnöthiger Weise über ein Echo erregt, das die Wiederbelebung der hannoverschen Traditionen im 10. Armeecorps bei den Officieren der ehemaligen hannoverschen Armee erweckt haben soll. Der Aufruf, betreffend der Darbietung einer Ehrengabe an den Kaiser, ist ausschließlich von preußischen Officieren, die allerdings bereits früher der hannoverschen Armee angehört haben, unterzeichnet.

Die Gedankenlosigkeit eines obscuren Socialdemokraten wird voraussichtlich Gedankenlosigkeiten in der bürgerlichen Presse nach sich ziehen. Auf einer socialdemokratischen Versammlung in Görlitz hat ein Theilnehmer bemerkt, der Freisinn, der „kleine Kläffer", müsse weg, damit die Socialdemokratie an die großen Gegner heran käme. Hierin werden Politiker, die keine sind, ein für sie vollgiltiges Zeugniß erblicken, daß der Freisinn ein Hinderniß der Ausdehnung der socialdemokratischen Partei bildet. In Wahrheit würde die gänzliche Vernichtung der Demokratie einer Verstärkung der bürgerlichen Widerstandsfähigkeit, ja sogar der bürgerlichen Angriffskraft gleichkommen.

Deutsches Reich.

* **Leipzig**, 8. April. Herr Verlagsbuchhändler Walther Fiedler ersucht uns um Aufnahme folgender Zuschrift:

„In der gestrigen Nummer Ihres geschätzten Blattes geben Sie einer Auslassung der „Berliner Neuesten Nachrichten" Raum, der ich die nachstehenden Bemerkungen gegenüberstelle.

Ich bin und mit mir wohl alle diejenigen, welche aufmerksam die Angelegenheit verfolgt haben, der Meinung, daß es sich lediglich um die Frage der Authenticität des dem Werke „Fürst Bismarck nach seiner Entlassung" zu Grunde liegenden Materials handelt und dieser gegenüber alle anderen als nebensächlich in den Hintergrund treten. Bisher ist der von mir erbrachte Nachweis derjenigen Artikel, die dem Fürsten stückweise aufs Conto gesetzt wurden, nicht erbracht, und meiner durch die Briefe Dr. Hofmann's gestützten Behauptung der Echtheit aller als bismarckisch bezeichneten Artikel steht nichts gegenüber, als die Erklärung des Fürsten Herbert Bismarck, „daß außer ihm alle Herren der näheren Umgebung seines Vaters wiederholt Zeugen seiner protestirenden Aeußerungen gewesen sind, mit denen er sich dagegen verwahrte, alle ihm in dem Penzler'schen Werke zugeschriebenen Artikel inspirirt zu haben." Ich habe nun in meiner letzten Zuschrift an das „Leipziger Tageblatt" der Gründe ausdrücklich Erwähnung gethan, die zu dem Proteste des Fürsten führten, der mir bereits am 11. October 1898 von Dr. Hofmann mit den Worten avisirt wurde: „Außerdem wird unter Anführung des Zeugnisses von 3 Personen aus der nächsten Umgebung des verstorbenen Fürsten mitgetheilt werden, daß dieser wiederholt dagegen protestirt habe, daß alle Artikel" u. s. w. Die Schutztruppe für diese wiederholten Proteste ist inzwischen noch um einige Herren verstärkt worden, ohne daß ich wüßte, wie dadurch meine Behauptung: „Dr. Hofmann hat alle von dem Fürsten herrührenden und inspirirten Artikel reinlich von seinen eigenen geschieden, das gesammte Material für das Werk geliefert und jede Einzelheit sorgfältig überwacht", entkräftet werden könne. Daß der alte Fürst nicht wünschte, sich zu den Artikeln zu bekennen, die er nach seiner Entlassung aus dem Staatsdienste veranlaßte, wird durch den in der Nummer vom 2. April des „Leipziger Tageblatt" mitgetheilten Passus aus Dr. Hofmann's Brief vom 20. März 1897 bewiesen. Der Verfasser des Artikels in den „Berliner Neuesten Nachrichten" ist durchaus irriger Meinung, wenn er sagt, „daß man bei Lebzeiten des Fürsten nicht gewagt habe", die Artikel als authentisch zu bezeichnen. Ich habe in meiner Reclame von Anfang an die Authenticität des Werkes betont und in dem Vorwort zum 1. Bande, der bereits 1897 erschien, steht klipp und klar, in gesperrter Schrift „daß keine Kritik, von welcher Seite sie auch kommen möge, im Stande sei, dem Werke Irrthümer nachzuweisen". Es wird schwer sein, sich noch deutlicher auszudrücken! Das Vorwort zum 7. Bande hatte lediglich den Zweck, Dr. Hofmann, der nicht wünschte bei Lebzeiten des Fürsten als derjenige bezeichnet zu werden, dem das Werk seinen Ursprung verdankt, in seine Rechte einzusetzen und auf den Antheil aufmerksam zu machen, den er an dem Zustandekommen des Werkes genommen hat. Ob man das Werk als „politisches Testament des Fürsten" bezeichnet, ist durchaus gleichgiltig, — es ist dies übrigens eine Bezeichnung, die ich dem Wunsche des Fürsten Herbert Bismarck gemäß in meinem Vorwort gern fallen ließ —, hauptsächlich ist nur die Authenticität der mitgetheilten Artikel, die ich aufrecht erhalte, so lange man nicht „die mehrfach nachweisbaren Fälle", in denen es sich von der Wahrheit entfernen soll, namhaft macht. In jedem Falle ist dieser Nachweis belangreicher, als der Unterschied zwischen „kann" und „könne", bei dem die verehrl. Redaction der „Berliner Neuesten Nachrichten" nur übersieht, daß das Hilfsverbum „kann" in der bedingten Form und der indirecten Redeweise grammatikalisch unrichtig ist. Um dies an einem Beispiel klar zu machen: Die Redaction der „Berliner Neuesten Nachrichten" hat erklärt, daß sie dem Werke einige Unrichtigkeiten nachweisen könne und ich fordere sie hierdurch auf, es zu thun, denn ich weiß, daß sie es nicht kann!"

Die Antwort auf das, was Herr Fiedler von den „Berl. N. Nachr." fordert, müssen wir natürlich der Redaction dieses Blattes überlassen. Wir selbst sehen uns genöthigt, darauf hinzuweisen, daß Herr Fiedler irrt, wenn er behauptet, außer der Erklärung des Fürsten Herbert Bismarck, „daß außer ihm alle Herren der näheren Umgebung seines Vaters wiederholt Zeugen seiner protestirenden Aeußerungen gewesen sind, mit denen er sich dagegen verwahrte, alle ihm in dem Penzler'schen Werke zugeschriebenen Artikel inspirirt zu haben", stehe nichts der durch die Briefe des Dr. Hofmann gestützten Behauptung der Echtheit aller als bismarckisch bezeichneten Artikel dieses Werkes gegenüber. Am Schlusse des am 15. September 1897, also lange vor dem Tode des Altreichskanzlers geschriebenen Vorworts zum vierten Bande des „Bismarck-Jahrbuches" schrieb dessen Herausgeber:

„Ausdrücklich will ich hierbei wiederholen, was ich schon früher erklärt habe, daß es Artikel der „Hamburger Nachrichten", die der Fürst selbst verfaßt hat, nicht giebt. Als „authentisch" im eigentlichen Wortsinne ist demnach kein einziger anzusehen und das große Werk von Johannes Penzler ist in Wirklichkeit nichts weiter als eine Sammlung von Zeitungsartikeln, von denen einige auf gelegentlichen Informationen beruhen. Es ist nothwendig, dies festzustellen, damit das Conto des Fürsten Bismarck nicht mit Zeitungsartikeln belastet werde, für die er jede Verantwortlichkeit ablehnen muß."

Wir wissen — und Herr Fiedler könnte es gleichfalls wissen, bezweifelt auch angesichts der Hofmann'schen Informationen aus Friedrichsruh es schwerlich —, daß diese Erklärung vom Fürsten Bismarck gewünscht und gebilligt worden ist. Thatsächlich steht dieser authentischen Erklärung, sowie den Kundgebungen des Fürsten Herbert Bismarck und aller Herren der näheren Umgebung seines Vaters nichts gegenüber, als die von Herrn Fiedler mitgetheilte Behauptung seines Gewährsmannes Dr. Hofmann, denn aus eigener Kenntniß kann Herr Fiedler keine Kenntniß von dem Verhältniß haben, in dem Fürst Bismarck zu den angeblich von ihm inspirirten Artikeln stand. Herr Dr. Hofmann, der, wie sich jetzt herausstellt, der eigentliche Vater des sog. Penzler'schen Werkes ist und als solcher ein persönliches Interesse an dessen Reputation und der Verbreitung hat, aber aus wohl zu errathenden Gründen bei Lebzeiten des Fürsten Bismarck zu dieser Vaterschaft sich nicht bekennen mochte, ist also der einzige Mensch, der nach dem von Herrn Fiedler mitgetheilten Briefstellen den todten Recken, der sich nicht mehr verantworten kann, indirect der Lüge und der Feigheit zeiht! Wir sind fest überzeugt, daß selbst die geschworenen Bismarckgegner, die diese ihnen hochwillkommene Anklage öffentlich nach Kräften ausbeuten werden, im Innern keinen Augenblick im Zweifel darüber sind, wer Glauben verdient.

* **Leipzig**, 8. April. In dem „Wegweiser durch Bismarck's Gedanken und Erinnerungen" von Professor Dr. Horst Kohl ist in dem Capitel über 1848 gesagt:

„Auf die nachher zu Tage tretende Schwäche des Königs, der auf den Rath feiger oder verrätherischer Minister vor der Revolution capitulirte in dem Augenblicke, da er durch die todesmuthige Tapferkeit seiner Soldaten des Sieges über den Aufruhr sicher war, ist er (Bismarck) offenbar nicht gefaßt gewesen."

Da sich dieser Satz wörtlich in einem der Aufsätze findet, die Herr Professor Dr. Kohl über die „Gedanken und Er-

Feuilleton.

Der Meßstand.

Skizze von Georg Hiller.

Nachdruck verboten.

Als ich ein kleiner Knabe war, war es eine meiner Beschäftigungen, auf dem Schulwege, während des Marktes aber der Messe durch die Budenreihen zu streichen und weniger die ausgelegten Stoffe, als die Gesichter der Verkäufer zu studiren. Waren Käufer an den Ständen, so war ich kaum fortzubringen. Mit größter Aufmerksamkeit verfolgte ich den Handel und die Reden. Die Anpreisungen der Waare schienen mir so ehrlich und gut gemeint, daß ich niemals begreifen konnte, warum die Käufer nicht gleich zugriffen, sondern allerlei Ausstellungen zu machen hatten, warum sie an dem Preise rüttelten, warum sie weniger für die Elle boten, als der Handelsmann verlangte, wie schließlich der Kaufmann nachgab und ganze Groschen vom Preise abließ, und als er die Waare abschnitt, doch ein fröhliches Gesicht machte. Auch die Käuferin war zufrieden, sie nahm ihr Packet fest in den Arm, verließ aber noch lange nicht den Stand, sondern unterhielt sich mit dem Handelsmann und sprach von Diesem und Jenem, bis eine andere Käuferin herantrat, kritisch die Waaren besichtigte und sich der Verkäufer nun dieser zuwandte. Dann drückten sich noch einmal Käuferin und Verkäufer die Hand und mit einem „Wiedersehen zur nächsten Messe" ging die Käuferin von dannen. Eine ganz besondere Freude hatte ich, wenn es gerade Mittagszeit war und die Mädchen und Frauen mit großen Menagen und Körben kamen und die Schüsseln und Terrinen auspackten, aus denen die Marktleute ihr Mittagsbrod löffelten. So manche freudige Ueberraschung gab es da, wenn es gerade die Lieblingsspeise war. Die frische, oft scharfe Luft macht hungrig und es war kein Vergnügen, im Regen und bei Schneegestöber von früh acht oder neun Uhr bis zur Dunkelheit in der Bude auszuhalten. Freilich, es gab auch darin recht anheimelnde Fleckchen, die mich immer anzogen und mit dem Wunsche erfüllten, einmal dahinten es mir recht gemüthlich zu machen, wenn auf der Straße die Leute mit hochgestreckten Rockkragen und rothen Nasen fröstelnd vorüber eilten. In jener Ecke stand nämlich der Kohlentopf mit glühenden Holzkohlen und darüber war nur eine dünne eiserne Platte gelegt, auf die die Leute in der Bude ihre Füße stützten und sie erwärmten; dann wurde wohl der Kohlentopf hervorgeholt und mit vollen Backen das Feuer angeblasen, während die Hände sorgsam den heißen Topf umspannten.

Natürlich hatte ich unter den Verkäufern auch meine Lieblinge, denen ich mit besonderem Interesse zuschaute und die es mir überhaupt angethan hatten. Da war eine kräftige Frau in mittleren Jahren, die mich interessirte. Sie verkaufte Weißwaaren und Vorhänge, und an ihrem Schild stand, daß sie aus einem kleinen erzgebirgischen Orte sei, einem Orte, so klein, daß wir in der Schule von diesem Orte nichts zu hören bekamen. Sie hatte ich ganz besonders lieb. Sie war so freundlich und gut, jagte mich nicht fort, wenn ich ihre schönen Gardinen ansah und sehr nahe an ihren Stand herantrat, um etwas von den Gesprächen zu erlauschen. Da erfuhr ich denn, daß sie verheirathet sei, daß ihr Mann zu Hause drei Gardinenstühle besaß und fleißig arbeitete, während sie mit der Waare und anderem Zugekauften auf die Messen und Märkte zog, daß sie oftmals ein viertel und ein halbes Jahr nicht zu Hause war, daß während dieser Zeit ihre neunjährige Tochter schon das Hauswesen besorgen mußte, daß aber das Geschäft gut ging, daß sie sich schon ein Häuschen und ein Stück Feld erarbeitet hatten und daß sie recht zufrieden sei. Eine Klage kam nie über ihre Lippen, immer war sie freundlich, und das hatten auch die Leute gern, denn ihr Stand war voller Käufer und eigenthümlicher Weise schienen ihre Nachbarn ihr das Glück zu gönnen, denn sie besuchten sie oft und waren mit ihr vertraut. Ich bemerkte auch, daß die Frau, sie hieß Müller, manchmal Käufer zu dem Nebenstand schickte und daß überhaupt in dieser kleinen Welt des Handels und Verkehrs ein ruhiges Zufriedensein herrschte. Man war auf sich angewiesen, beschränkte sich mit dem, was man hatte und lebte genügsam, über jeden ersparten Thaler sich freuend. Sogar der Kaufmann, der auf dem Markte ihr gegenüber einen Laden hatte und darin Kaffee und Zucker, Heringe, Band, Zwirn, Leinwand, Lampen, Nägel, Bürsten, Körbe u. s. w. verkaufte, war mit ihr gut Freund, rief hin und wieder ein Scherzwort zu ihr herüber und empfing darauf in der harten und so trauten erzgebirgischen Sprache prompte Antwort. Niemals versäumte ich zu Messen- und Marktzeiten bei ihr vorüberzugehen, und als ich ihr schließlich die Kundschaft meiner Mutter zugewandt und mit ihr selbst gesprochen hatte, dann grüßte ich sie und wir wurden gute Freunde.

So ging es Jahre lang. Auch als der Schulranzen längst der Mappe gewichen war, diese Mappe immer dicker wurde, blieb ich meiner Freundin treu und vergewisserte mich, wenn auch nicht mehr Tag für Tag, ob ihr Geschäft ging und ob sie noch gesund sei. Die Tochter kam, als sie confirmirt war, mehrmals mit zum Markte, indessen schien es mir, als ob ihr der Verkauf nicht so von der Hand ging, als ob sie, eingebildet auf ihre frischen Wangen, ihr Stumpfnäschen und die Fülle schwarzer Haare, die Kunden etwas schnippisch bediente und sie mehr von sich stieß als anzog. Die Mutter machte darüber oft ein recht betrübtes Gesicht und ich merkte, daß sie manchmal die Tochter scharf anfuhr. Das half nun freilich nichts, die Tochter wurde noch schnippischer und widersprach noch mehr. Der Laden am Markt, dem Stand gegenüber, war vergrößert worden, die alten Schaufenster, die noch Fensterkreuze zeigten, waren entfernt worden und neue große Spiegelscheiben eröffneten einen weiten Blick auf die ausgelegten Herrlichkeiten; Kaffee und Zucker, Rosinen und Mandeln, auch Bürsten und Körbe wurden nicht mehr verkauft. Der neue Inhaber stellte ein Schild auf, auf dem die damals mir noch räthselhaften Worte: „Modes und Confection" standen und es schien mir fast, als ob zur Marktzeit immer mehr Leute in den Laden gingen und meine Freundin recht oft ihren Verkaufsstand leer sah. In dem Laden war ein Gehilfe angestellt, ein schneidiges Kerlchen, mit dem schien unsere erzgebirgische Maid zu poussiren, wie unser Ausdruck lautete. Die Mutter sah das keineswegs gern und zum nächsten Markt brachte sie die Tochter nicht wieder mit. Dann zog ich in die Welt hinaus und vergaß Messe und Markt und meine alte Freundin.

Wieder kehrte ich einmal zur heimathlichen Scholle zurück, und da gerade wieder Marktzeit war, suchte ich den Gardinenstand auf. Ja, da saß sie noch. Die Bude war noch dieselbe, auch das Schild war noch da, aber es war recht verwittert, lange Risse zogen sich durch die Wachsleinwand, auf der die ehemals goldigen Buchstaben den Namen Müller verkündeten, nur war mit neuer weißer Schrift dahinter ein kleines, bedeutungsvolles gemalt: Wittwe. Ich konnte mich nicht enthalten, näher zu treten. Ein paar Fenstervorhänge für die junge Frau zu Hause als Meßgeschenk konnten schließlich meiner Casse nicht zu viel schaden. Ich war mit der Frau Müller bald handelseinig, denn ich feilschte nicht. Meine Freundin war recht alt geworden, ihr frisches rundes Gesicht, es war nicht mehr. Tiefe Furchen und Falten zogen sich über Stirn, Wangen und Kinn, und das ehemals so glänzend schwarze Haar war schon recht grau. Sie kannte mich nicht mehr. Sie händigte mir mein Packet aus, ich zögerte, zu gehen.

Ich wollte sie so gerne fragen, wie es ihr ginge, was ihre Tochter mache, aber eine gewisse Scheu hielt mich zurück. Daß es mit ihr und ihrem Geschäft nicht mehr zum Besten war, sah ich selbst und ich schämte mich, neugierig vielleicht, eine vernarbte Wunde aufzureißen. Schließlich faßte ich doch Muth. Es war ja keine persönliche Neugierde, es war das

SLUB
Wir führen Wissen.